

Wüste – gelobtes Land

Der Glaube als Inspiration für Paare

Von *Eva-Maria Faber*

Der Roman „Animal triste“ von Monika Maron zeichnet die Geschichte einer Liebe, die totalitäre Züge annimmt. Die Ich-Erzählerin schreibt über ihren Geliebten:

„Das Besondere an Franz ist, dass er mich an niemanden erinnert. Wenn mir ein mit Franz vergleichbarer Mann aber nie zuvor begegnet ist und wenn mir Franz trotzdem vertraut ist wie kein anderer Mann, den ich länger und genauer gekannt habe als ihn, kann das nur bedeuten, dass ich mir, ehe ich Franz traf, ein Bild von ihm gemacht haben muss; ... von einem, der sich als letztendlicher Sinn aller himmelschreienden Sehnsucht eines Tages offenbaren würde, offenbaren musste, weil sonst diese ganze umtriebige Hoffnung ein gemeiner Betrug der Natur gewesen wäre, eine paradiesische Fata Morgana auf dem Weg ins Verdursten“¹.

Ist das Leben eine Wüste, und der Partner, die Partnerin das gelobte Land? Und wenn er oder sie dies nicht ist, bleibt dann nur noch die Wüste mit einer Fata Morgana, alles ein gemeiner Betrug?

Die Diskussion, ob zwischenmenschliche Liebe diesen Anspruch aushält, wird im Buch selbst in der Diskussion zwischen der Ich-Erzählerin und ihrer Freundin ausgetragen. Die Freundin sagt der Ich-Erzählerin, „sie hätte über mich nachgedacht und wolle mir sagen, dass ich, was immer ich von diesem Mann erhoffte, nicht bekommen würde, weil man das auf der Erde nicht bekommen könne, von nichts und niemandem und darum ich auch nicht von Franz“².

Illusionäre und überfordernde Erwartungen an den Partner gehören zu den problematischsten Belastungen zwischenmenschlicher Beziehungen. Deswegen widmet sich der erste Abschnitt der folgenden Ausführungen der entlastenden Kraft des Glaubens für Paarbeziehungen.

¹ Monika Maron: *Animal triste*. Roman. Frankfurt/M.: Fischer TB, 1997 (Orig. 1996), 104.

² Maron, *Animal* 173f.

Die Erinnerung der Endlichkeit und Begrenztheit dessen, was Menschen einander geben können, ist jedoch nur die eine Seite der Medaille. Es wäre fatal, wenn der Glaube nur als alternative Zuflucht aufgezeigt würde, nach dem Motto: „Die Ehe kann Euch nicht genügen, darum braucht Ihr auch noch den Glauben“. Gewiss gibt es die Gefahr, dass Eheleute sich mit unendlichen Erwartungen überfordern. Die Erwartungen als solche sind gleichwohl positiv zu sehen und als Herausforderung zu pflegen. Diesem Anliegen dient der zweite, gewichtigere Abschnitt. Er beschreibt den Glauben als Inspiration, welche die Partnerschaft davor bewahren kann, von hohen Idealen in die Banalität abzustürzen.

Der dritte Abschnitt geht auf Aspekte der Realisierung ein. Wie „wirkt“ der Glaube? Welcher Art muss dieser Glaube sein, wenn er Inspiration sein soll?

1. Der Glaube als Entlastung von Überforderungen

Ist der geliebte Mensch jener, „der sich als letztendlicher Sinn aller himmelschreienden Sehnsucht eines Tages offenbaren“ muss? Ist er das gelobte Land?

Es ist vielfach beschrieben und analysiert worden, welche Erwartungen sich heute an Partnerschaft und Ehe richten. In der Masse, wie traditionelle gesellschaftliche Funktionen der Ehe zurückgetreten sind, hat sich ihre Bedeutung für die Partner in einen persönlichen, ja intimen Bereich verschoben. Von Liebesbeziehung und Partnerschaft wird die Erfüllung existentieller Sinnbedürfnisse erwartet. Soziologen diagnostizieren, dass die Liebe für viele Menschen sogar religiöse Züge annimmt. Die Gefahr der Überforderung des Partners mit religiös zu nennenden Sehnsüchten sei hier nur an einem Beispiel aus der ehetherapeutischen Praxis illustriert.

Liebe weckt in Menschen die Erwartung eines intuitiven Verstehens zwischen den Liebenden. Die Enttäuschung über die Grenzen solchen Vertrautseins steht an der Wurzel von manchen Ehekrisen. Der Ehetherapeut Bernhard Liss beschreibt eine solche typische Konfliktsituation, die dadurch entstand, dass eine Frau gekränkt ist, weil ihr Mann ihr einen unausgesprochenen Wunsch bzgl. des Reiseziels für den geplanten gemeinsamen Urlaub nicht erfüllte. In ihr löst dies das Gefühl aus, dass er „keine Rücksicht auf ihre Wünsche nehmen wollte. Damit war für sie das Mass voll. Wenn er nicht bereit war, ihr jenes Mindestmass an Liebe zu schenken, das sich im Respekt vor einem bescheidenen Wunsch ausdrückt, wollte sie nichts mehr mit ihm zu tun haben. In dieser Situation brachte auch sein Angebot, die Buchung zu stornieren, keine Hilfe. Ihr ging es längst um mehr, nämlich um die Antwort auf die Frage: ‚Liebst du mich?‘ Und diese Frage war mit der Erwartung verbunden, dass er ihre Wünsche erfüllen müsste, und zwar von sich aus und nicht erst dann, wenn sie um etwas bittet, was sie als demütigend empfindet. Dieser Erwartung gegenüber fühlte er sich hilflos, weil er meistens nicht wusste, was sie sich wünschte. ...

Wir sprachen viele Begebenheiten aus dem gemeinsamen Leben noch einmal durch und entdeckten immer wieder ihre Überzeugung: Du musst doch wissen, was ich mir wünsche, denn das gehört zur Liebe“³.

Sehnsucht nach dem, der die eigenen Wünsche kennt und erfüllt, ohne dass diese Wünsche überhaupt geäußert werden müssten; das ist eine Sehnsucht, die wir Menschen in uns tragen, die wir einander aber nur in Sternstunden erfüllen können. Nicht von ungefähr gilt es gerade als Besonderheit des Verhältnisses Gottes zu Menschen, dass er die Herzen kennt. Ps 139 ist Ausdruck eines solchen Staunens über die göttliche Intimität im eigenen Inneren. Im zwischenmenschlichen Bereich bleibt selbst zwischen Liebenden noch eine letzte Verslossenheit füreinander. Dabei ist vor allem die Spannung zwischen Vertrautsein einerseits und Fremdheit und Undurchschaubarkeit füreinander schwer erträglich. Zu den emotionalen Belastungen gehört auch die Ambivalenz von Gefühlen, die intensiven menschlichen Beziehungen eigen sind. „In der psychoanalytischen Theorie wird betont, dass jedes intime Gefühlsverhältnis zwischen zwei Personen von längerer Dauer – so auch die Ehebeziehung – einen Bodensatz von ablehnenden feindseligen Gefühlen enthält, der nur in Folge von Verdrängung der Wahrnehmung den Betroffenen entgeht“⁴.

Wären zwei Menschen nur aufeinander verwiesen, so müssten sie einander mit ihrer Sehnsucht nach Verstehen und Geborgenheit überfordern und wären in ihrer Enttäuschung über die Grenzen, über das Fremde im Anderen allein gelassen. Es braucht für das Gelingen einer Zweierbeziehung immer auch ein entlastendes „Ausserhalb“.

Das Heilsame eines externen Bezugspunktes ist schon rein anthropologisch erfahrbar. Es ist der gute Freund oder die gute Freundin, bei denen manches ausgesprochen wird, was nicht einmal der Ehepartner erfährt. Es ist das Kind: Die Bindung von Ehe an Nachkommenschaft ist zwar katholischerseits aus ambivalenten Gründen und oft einseitig eingeschärft worden. Dass die gemeinsame Sorge um ein Kind einer Ehe aber – trotz der Schwierigkeiten, welche die Geburt eines Kindes oft für die Neugestaltung der Beziehung aufgibt – langfristig für eine Beziehung heilsam sein kann, hat damit zu tun, dass sich die Zweierbeziehung im Kind auf ein Drittes öffnet (siehe auch unten 2.3.).

Im Horizont solcher anthropologischen Erwägungen taucht das „Dritte“ jenes Gegenübers auf, welches das Du Gottes ist. Diese theologische Wendung mag bereitwilliger akzeptiert werden, wenn sie hier durch einen Schriftsteller eingeführt wird. Peter Handke schreibt in seinem aphoristischen Werk „Die Geschichte des Bleistiftes“: „Gerade wurde mir ganz klar (es war doch eine Erkenntnis), dass in der Liebe, für die Liebe, zwei allein nicht genügen: ich brauche, immer wieder, einen Dritten, an den ich mich wenden könnte, zur Beruhigung,

³ Bernhard Liss: Zwischen uns bleibt Raum für die Liebe. Wie Partnerschaft gelingt. Würzburg: Echter, 1993, 101.

⁴ Rosemarie Nave-Herz: Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. Weinheim: Juventa, 2006, 146f.

zur Bestärkung, zur Festigung, zur Neuerweckung, zur Danksagung – zur *Ergänzung*; und dieser Dritte, den ich benötige in meiner Liebe, den ich mitdenken möchte in meiner Liebe, der für die jeweilige Wendung in mir sorgt, kommt nur mit dem Namen Gott in den Sinn (und: die blosser Wendung an den Dritten *ist* dann schon die Ergänzung)⁵.

Es ist entlastend für menschliche Liebe, wenn die letzte Sehnsucht nach Geborgenheit, Sinn und Liebe sich nicht ausschliesslich auf den Partner, sondern auch auf Gott richtet. In diesem Horizont ist es möglich, das, was der Partner gewähren kann, dankbar zu empfangen – und das, was er nicht gewähren kann, von ihm auch nicht zu erwarten, sondern mit ihm zusammen von Gott zu erwarten. Auf diese Perspektive weist die alte Rede vom Gott als dem „Dritten im Bunde“, nicht damit man zu ihm flüchten kann, wenn es mit dem Partner nicht mehr geht, sondern um gemeinsam anders zu gehen.

Damit aber baut der Glaube nicht eine rettende Alternative auf, die man braucht, wenn der Partner nicht genügt und die Ehe die Sehnsucht nach dem gelobten Land enttäuscht. Vielmehr soll der Glaube zur Inspiration werden, damit – um im Bild zu bleiben – die Ehe Ort des Weges hin zum gelobten Land sein kann.

2. Christlicher Glaube als Inspiration zur Vertiefung von Partnerbeziehungen

Eine christliche Sicht der Ehe kann sich nicht darauf beschränken, die Endlichkeit und Begrenztheit von menschlicher Liebe einzuschärfen, um Menschen an ihre Bedürftigkeit zu erinnern und deswegen auf Gott zu verweisen. Damit wäre die Ehe allein in das Zeichen der Begrenztheit gestellt und ihre Würde unterbelichtet. Die Sehnsüchte nach personaler Sinnerfüllung, die sich heute auf die Ehe richten, bergen zwar den Zündstoff der Überforderung, sie treffen sich aber mit berechtigten Erwartungen an den Sinn der Ehe (vgl. GS 48). Es wäre fatal, wenn der Glaube nur die Grenzen irdischer Beziehungserfahrungen anzeigen könnte, statt selbst zu Sinnerfahrung und Erfüllung in zwischenmenschlichen Beziehungen beizutragen. Dabei liegt die Kunst darin, hohe Erwartungen und Ideale so in die nüchtern-realistische Lebenswirklichkeit von Ehe und Partnerschaft hineinzubuchstabieren, dass sie nicht blockieren, sondern fruchtbar werden.

2.1. Respekt vor der personalen Tiefe des Partners

Kehren wir nochmals zu dem Beispiel von vorhin zurück. Die geschilderte Einstellung einer Frau, die Liebe ihres Mannes müsse damit einhergehen, alle ihre Wünsche zu erkennen und zu erfüllen, lässt sich – aus neutraler Distanz betrachtet – relativ leicht als naiv bezeichnen. Bitter dürfte diese Enttäuschung gleichwohl sein, ebenso wie die facettenreiche Erfahrung von gegenseitigem Unverstehen, Fremdheit und Einsamkeit in der Ehe.

⁵ Peter Handke: Die Geschichte des Bleistifts. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1982 (suhrkamp taschenbuch 1149), 264f.

Angesichts des Krisenpotentials dieser Phänomene scheint es wichtig zu sein, sie nicht als einen Rest von Negativität im sonst gelobten Land der Ehe zu ertragen, sondern eine andere Einstellung dazu zu gewinnen. Hierzu leistet der christliche Glaube einen bedeutsamen Beitrag, insofern er vor einem zu flachen Menschenbild bewahrt. Ein zu flaches Menschenbild, so möchte ich Vorstellungen vom Menschen nennen, welche die Entzogenheit des Personalen reduzieren. In provokativ-extremer Lesart spiegelt sich das Gemeinte in einem Wort Odön von Horvaths: „Jetzt möchte ich in deinen Kopf hineinschauen können, ich möchte dir mal die Hirnschale herunter und nachkontrollieren, was du da drinnen denkst – ... Aber das kannst du nicht“⁶. Die Bemerkung klingt wie ein Echo zum Introitus von Georg Büchners Dantons Tod: „Geh, wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müssten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren“ (Georg Büchner, Dantons Tod I,1).

Wenn man diese Bilder auf sich wirken lässt, wird einem erschreckend bewusst, wie absurd es wäre, das Geheimnis der Person durch einen Blick unter die Schädeldecke lüften zu wollen. Nicht nur die krasse Gleichsetzung von Gedanken mit Hirnfasern weckt Widerspruch. Was wäre ein (leider durchaus manipulierbares) Offenbarwerden von Gedanken unter Missachtung der Freiheit der Person, sich der anderen Person kundzutun oder nicht?

Das provozierte Unbehagen lässt zutage treten, dass wir die Fremdheit und Verslossenheit einer Person letztlich nicht als einen bedauerlichen Störfaktor in Beziehungen, sondern als Wert ansehen. Die ureigene personale „Tiefe“ eines Menschen gehört jedenfalls in abendländischem Denken zur Würde der Person. Diese Einsicht ist nun noch weiter zu vertiefen, um dadurch auch das Phänomen der bleibenden gegenseitigen Fremdheit in der Ehe unter ein positives Vorzeichen zu stellen. Dabei erweist sich die spirituelle Komponente des christlichen Beitrags zum neuzeitlichen Personendenken als weiterführend.

Die neuzeitliche Auffassung von der Würde und den Rechten der Person sind bekanntermassen auf dem Boden des jüdisch-christlichen Menschenbildes gewachsen (wenngleich sie zum Teil gegen den Widerstand der katholischen Kirche entwickelt wurde). Im Prozess der gesellschaftlichen und politischen Umsetzung wurde der Personbegriff freilich formalisiert und verlor im säkularen Bereich seinen existentiellen und spirituellen Wurzelboden, der allerdings für die lebenspraktischen Herausforderungen der Personwürde (wie das Leben in Partnerschaft und Ehe) gerade wichtig wäre. Die Einsicht in die Würde der einzelnen menschlichen Person verdankt sich im Abendland dem gläubigen Blick auf den Wert, den jedes Individuum von Gott her hat: Jeder Mensch ist von Gott um seiner selbst willen geschaffen und lebt eine eigene, unvertretbare Geschichte vor

⁶ Odön von Horváth: Geschichten aus dem Wienerwald. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2001 (suhrkamp taschenbuch 3336), 18.

Gott. Die Auffassung von der Unantastbarkeit der menschlichen Würde gründet somit gewissermaßen in der scheuen Wahrnehmung, dass jeder Mensch auf je persönliche Weise in eine Beziehung mit Gott hineinberufen ist, in ein Leben mit Tiefendimension, die von aussen nie erschöpfend wahrnehmbar wird, in eine Geschichte, die eine eigene, unabsehbare Entwicklung mit sich bringt.

Ein „flaches“ Menschenbild konzentriert sich auf die „bekannte Oberfläche“ des anderen Menschen und tut sich schwer, dem, was dahinter verborgen ist, Wert und Berechtigung zuzumessen. Das christliche Menschenbild gesteht dem Menschen eine Tiefendimension zu, die nicht ohne weiteres erkennbar ist bzw. sogar bleibend verborgen ist. Diese unbekannt Tiefe ist dabei nicht eine gefürchtete Fremdheit des anderen, sondern gehört zur Kostbarkeit des anderen Menschen hinzu.

Für eine gelingende eheliche Beziehung ist es wichtig, das Gespür für den Wert dieser Dimension von Persönlichkeit zu entwickeln. Sogar mitten in der Vertrautheit mit einem anderen Menschen Fremdheit, Unverstehen und Einsamkeit zu erfahren, ist schmerzlich. Man kann sich darüber hinwegtrösten, indem man gegenseitig „pragmatisch“ respektiert, ein gewisses Eigenleben nun einmal zu brauchen. Eine tiefergehende Sicht dieses Eigenlebens kann gewiss auch abgesehen von einer gläubigen Perspektive erreicht werden: Der anderen Person eignet eine Würde, die nicht von einer theologischen Deutung der Person abhängt und die von sich her Respekt vor dem Eigenleben des anderen heischt. Doch dürfte es jedenfalls Konsequenzen haben, wenn die christliche Ur-Erfahrung von Personsein im Angesicht Gottes in das Verständnis der eigenen Partnerbeziehung integriert wird. Ein symbiotisches Verhältnis zum anderen, exklusive Ansprüche und die Meinung, man müsse füreinander absolut transparent werden, werden durch die positive Wahrnehmung der Gottesbeziehung des Partners korrigiert. Es wird gleichsam stärker „narrativ“ einsehbar, dass die andere Person in eine Beziehung und eine Geschichte hineingestellt ist, die nicht in die Partnerschaft hinein auflösbar ist.

Welche Herausforderung die inhaltliche Wertschätzung der personalen Tiefe des anderen Menschen bedeutet, mag deutlich werden, wenn man sie vom – uns geläufigen und selbstverständlichen – formalen Schutz der Person im rechtlichen Sinn abhebt. Es gilt nicht nur – wie dies in unseren Gesellschaften gesetzlich verankert ist – die Rechte der einzelnen Personen auch in der Ehe zu schützen. Ehepartner dürfen und müssen sich in die Hochachtung vor der je persönlichen Geschichte des anderen einüben.

Der rechtliche Schutz der Person in der Ehe ist eine hohe Errungenschaft. Er reicht vom Schutz vor Gewalttätigkeit bis zur Wahrung von Freiheitsrechten in Sachen Lebensgestaltung innerhalb der Ehe. So ist in den westlichen Gesellschaften jede und jeder frei, bei aller gebotenen Rücksichtnahme auf die Belange des Partners und der Familie unabhängig von der Zustimmung des Ehepartners einen Beruf aufzugeben, aufzunehmen oder zu wechseln: „Der Verzicht auf eine Erwerbstätigkeit oder die Aufnahme eines

Berufes sind ... höchstpersönliche Entscheidungen“⁷. Was dies bedeutet, illustriert humorvoll der folgende Kommentar zur Gesetzeslage: „Kann eine Studienrätin, die entschieden die Nase von anderer Leute Gören voll hat, ihren Ehemann mit der Mitteilung überraschen, ab morgen bin ich Hausfrau? Ja, selbstverständlich! ... Rollenänderungen in der Ehe sind auch einseitig möglich. Ob eine Ehe dann noch gedeihlich fortzuführen ist, wenn die Ehefrau urplötzlich des Abends mit einem Hausmann konfrontiert ist, der des Morgens noch mit einer Aktentasche in das Büro marschierte, steht auf einem anderen Blatt“⁸.

Die Freiheitsrechte äusserlich zu schützen, ist Sache des Gesetzes. Nicht mehr in den rechtlichen, sondern in den spirituellen Bereich hinein gehört die Haltung, in der Partner einander als Personen begegnen und damit umgehen, dass jede Person Mitte einer je subjektiven Welt und freier Ursprung von Haltungen, Entscheidungen und Einstellungen ist, die sich von aussen nicht errechnen lassen. Für Christen ist hier die gläubige Sicht des anderen Menschen bedeutsam.

Es hat Konsequenzen, wenn Ehepartner einander ansehen als Menschen, die ihre persönliche Geschichte mit Gott leben. Es dürfte durchaus angebracht sein, hier das hohe Wort der Ehrfurcht zu verwenden: Es weckt Ehrfurcht vor dem anderen, ihn in seine unverwechselbar persönliche Geschichte mit Gott gerufen zu sehen, und solche Ehrfurcht fordert die Bereitschaft, die Fremdheit des Anderen auszuhalten und achten.

Es kann ein Eheleben zudem positiv prägen, wenn Ehepartner von sich selbst ein solches Verständnis haben. Es macht die Einsamkeit, die auch in der Ehe bleibt, in ihrer positiven Wurzel im eigenen Leben begreifbar und ist Korrektiv zu einer problematischen Selbstauflösung in eine Beziehung hinein. Gerade bei Frauen ist bekannterweise nicht selten bedeutsam, wenn sie sich selbst (wieder) entdecken als Menschen mit einer eigenen Geschichte, die sich nicht auf die Rolle der Ehefrau und der Mutter beschränkt. Solche „Emanzipation“ ist von gewissen Eheidealen her zwar gerade im kirchlichen Bereich manchmal skeptisch beäugt worden, entspricht aber durchaus einer christlichen Sicht des Menschen.

2.2. Verwandlungen

Gegenseitige Beziehung und Annahme ist in Partnerschaften in Ehrfurcht vor dem Anderssein des Anderen zu leben. Vor diesem Hintergrund hat die gegenseitige Bejahung und Annahme von vornherein eine Dynamik nach vorn, die nun noch eigens Aufmerksamkeit verdient. Annahme heisst nicht nur der andere Mensch, wie er heute ist,

⁷ Nave-Herz, Ehe- und Familiensoziologie 157 mit Bezugnahme auf § 1356 BGB. Vgl. ähnlich Art. 167 des Schweizerischen Zivilgesetzbuches.

⁸ Friedrich K. Barabas; Michael Erler: Die Familie – ein Lehr- und Arbeitsbuch für Familiensoziologie und Familienrecht. Weinheim: Juventa, ²2002, 94f; zit. in Nave-Herz, Ehe- und Familiensoziologie 157.

sondern auch der, der er erst noch wird. Es geht um den Respekt vor der ur-eigenen Geschichte des anderen Menschen. Hier legt sich wie von selbst die bekannte Formulierung Max Frischs nahe: „Es ist bemerkenswert, dass wir gerade von dem Menschen, den wir lieben, am mindesten aussagen können, wie er sei. Wir lieben ihn einfach. Eben darin besteht ja die Liebe, das Wunderbare an der Liebe, dass sie uns in der Schwebelage des Lebendigen hält, in der Bereitschaft, einem Menschen zu folgen in allen seinen möglichen Entfaltungen. ... Unsere Meinung, dass wir das andere kennen, ist das Ende der Liebe, jedes Mal, aber Ursache und Wirkung liegen vielleicht anders, als wir anzunehmen versucht sind – nicht weil wir das andere kennen, geht unsere Liebe zu Ende, sondern umgekehrt: weil unsere Liebe zu Ende geht, weil ihre Kraft sich erschöpft hat, darum ist der Mensch fertig für uns. Er muss es sein. Wir können nicht mehr! Wir künden ihm die Bereitschaft, auf weitere Verwandlungen einzugehen“⁹.

Die Fortsetzung des Zitates von Max Frisch lässt an Veränderungen denken, die für den Partner eine Belastung darstellen. Wohl jede und jeder kennt Beispiele von Ehen, in denen ein Partner sich in einer für den anderen Partner schwer erträglichen Weise entwickelt. Da gewinnen Ehrgeiz und materielle Ambitionen in unvorhergesehener Weise Oberhand oder mit zunehmendem Alter machen sich wachsende Bitterkeit, Besserwissertum und ähnliches bemerkbar. Obwohl es diese Veränderungen zum Schlechten gibt, und: weil es sie gibt, verdient die andere Möglichkeit der Veränderung zum Besseren Beachtung. Sie gehört zu den Chancen partnerschaftlichen Zusammenlebens.

Nach christlichem Menschenbild ist der Mensch – bei allem Wissen um Prägungen, um Determinierungen – kraft seiner Freiheit für das eigene Leben und das eigene Menschsein verantwortlich. Gewiss gibt es Persönlichkeitsveränderungen mit krankhaften Ursachen, die hier ausgeblendet werden müssen. Gleichwohl dispensiert solches Wissen nicht davon, für eine gesunde Entwicklung der eigenen Person Sorge zu tragen. Dabei gilt es nicht nur fatale Entwicklungen zu verhindern. Vielmehr sollte im Vordergrund das Bemühen um Wachstum, um die Realisierung der eigenen grösseren Möglichkeit stehen. Der christliche Glaube traut Menschen – kraft des Zusammenspiels von Gnade und Freiheit – einen Wandel zum Guten, ein Je-mehr des Lebens als „neuer Mensch“ zu. Diese positive Erwartung der Wandlungsmöglichkeiten des Menschen ist nicht nur für den einzelnen Menschen befreiend. Im Blick auf das Leben in Partnerschaft gewinnt sie zusätzliches Gewicht. Aufmerksamkeit erregen kann hier eine gewisse Konvergenz von Gnade und Liebe, insofern sie gleichermaßen als verwandelnde Kräfte gelten. Der Soziologe Ulrich Beck sieht Religion und Liebe darin verwandt, dass sie neue Wirklichkeitsdimensionen erschliessen. Religion und Liebe „sind jede für sich *ein Schlüssel aus dem Käfig der Normalität*. Sie öffnen die Normalität auf einen anderen Zustand hin. Die Bedeutungspanzer der Welt werden aufgebrochen, Wirklichkeiten anders und neu erstürmt. ... Die Liebenden sehen anders und *sind* daher anders, *werden* anders, erschliessen einander

⁹ Max Frisch: Tagebuch. 1946-1949. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1976, 31f.

andere Wirklichkeiten. Schaffen sich neu, indem sie ihre Geschichte sich wechselseitig offenbaren und ihre Zukunft neu schmieden“¹⁰.

„Sie schaffen sich neu“ – das Vokabular der Neuschöpfung ist hier hineingetragen in das Miteinander von Menschen. Stellt dies eine unverhältnismässige religiöse Überhöhung der Liebe dar, oder könnte hier konkret werden, was es nach christlichem, hier speziell katholischem Verständnis heisst, dass in der Ehe zwei Menschen einander zum Zeichen der Gnade werden?

„Sie schaffen sich neu“. Menschliche Liebe ist eine Erfahrung, in der Menschen sich überwältigt wissen. Sie müssen sich nicht überreden, einen anderen zu lieben, sondern diese Liebe bricht in ihnen auf. Viele Menschen machen dabei die Erfahrung, dass sich eine ganz neue Wirklichkeitsdimension auftut. Eine Beziehung verändert das Leben; sie macht Verhaltensweisen möglich, die vorher nicht im Blick waren. Liebe schliesst eine Welt auf, in der anderes zählt als Leistung, Geld und Macht. Die Wertskala verändert sich, es zählt auf einmal nicht mehr nur die eigene Karriere, sondern jemand wird bereit, andere Massstäbe zu setzen. „Pfennigfuchser schenken und sind dabei, *dadurch* selig“¹¹.

Es ist nicht bloss Utopie, dass Beziehungen Menschen verwandeln können. Durch die Ausrichtung auf einen anderen Menschen werden sehr real andere Werte und Ziele wichtig. Nicht zuletzt ermutigt die hohe Meinung, die ein anderer von der eigenen Person hat, dazu, einer besseren Zukunft auf der Spur zu bleiben. Der irische Dichter William Butler Yeats (1865-1939) schreibt einmal: „In der weisen Liebe errät jeder das hohe geheimnisvolle Selbst des andern, und indem er sich weigert, nur an das alltägliche Selbst zu glauben, schafft er einen Spiegel, worin der Liebende oder Geliebte ein Bild sieht, das er für das alltägliche Leben nachahmen kann. Die Liebe schafft auch die Maske“¹². Maske ist hier als positiver Begriff verwendet, er steht für ein idealeres Selbst, das einem vorausliegt, das aber nicht beschämend ist, weil es einem durch den Liebenden zugetraut wird.

Hier nun trifft sich der Verwandlungsprozess, den in Liebe verbundene Menschen einander ermöglichen, mit der christlichen Überzeugung zusammen, zu einer heilvolleren Verwirklichung des Menschseins berufen zu sein. Gott traut Menschen zu, in einer grundlegenden Weise umkehren und das eigene Leben ändern zu können; sie werden ermutigt, „je mehr“ aus der Gnade zu leben. Jesus „erschaut“ in den ihm begegnenden Menschen – wie der Ehebrecherin, dem Zachäus – hinter den Verkrümmungen die Sehnsucht und das bessere Selbst, das mit seiner Hilfe ans Tageslicht kommt.

¹⁰ Ulrich Beck: Die irdische Religion der Liebe. In: ders.; Elisabeth Beck-Gernsheim: Das ganz normale Chaos der Ehe. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1990 (Suhrkamp-Taschenbuch 1725), 222-284, 231.

¹¹ Beck, Religion 232.

¹² William Butler Yeats: Liebesgedichte. München: Sammlung Luchterland, 2001, 115.

Vor diesem Hintergrund kann dem Zutrauen in die verwandelnde Kraft der Liebe recht gegeben werden. Es trägt zum Gelingen einer Ehe bei, wenn die Partner ihre hohe Meinung voneinander pflegen. Es braucht dafür auch eine Einübung, um nicht schliesslich doch bei gegenseitigen Schubladisierungen „mal wieder typisch“ und „Du bist halt so“ zu enden. Dies ist ja im übrigen schon für das eigene Selbstbild notwendig. Dafür ist bedeutsam, dass der Glaube niemanden aufgibt und der Resignation Einhalt gebietet. Folglich sind Christen Menschen, denen aufgetragen ist, sich selbst und andere nicht auf ein bestimmtes Bild festzunageln, sondern offen zu sein für weitere Entwicklungen. Eheleute übernehmen dabei Verantwortung füreinander und können insofern auch als Seelsorger aneinander bezeichnet werden. „Partner sind füreinander Seelsorger, indem sie ihr gemeinsames Geschick gemeinsam vor Gott verantworten, so schlicht und unaufdringlich dies auch geschehen mag“¹³. Als Seelsorger dürfen Eheleute füreinander Abbild des Gottes sein, der Menschen über sich selbst hinauswachsen lässt und sie in die Weite führt; sie sind füreinander Repräsentanten Jesu Christi, dessen annehmende Liebe die ihm begegnenden Menschen aus ihren Verengungen befreit. In ihm offenbart der in die Menschen verliebte Gott sich als Urbild des liebenden Mitmenschen. Umgekehrt dürfen Liebende seine Haltung in sich aufnehmen und füreinander lebendig werden lassen.

2.3. Ehepaare in der Sendung

Ehepartner haben füreinander eine Aufgabe. Darüber ist nun in einem weiteren Schritt noch hinauszugreifen. Nach christlichem Verständnis haben sie auch darüber hinaus eine Verantwortung, die ihrerseits positiv auf ihr Leben in Partnerschaft zurückwirkt.

Mit Recht weist Andreas Lob-Hüdepohl darauf hin, dass das „bürgerliche Ehemodell“ dazu neigt, die Partner um sich selbst kreisen zu lassen. Hinzu tritt bei der privatisierten Ehe die Tendenz, die Ehe zum zentralen Ort allen Glücks hochzustilisieren¹⁴. Demgegenüber bricht der christliche Glaube die Wirklichkeit der Ehe heilsam auf. Es handelt sich um eine Berufung, die nie nur Berufung für sich selbst, sondern immer auch für andere ist. Die Eheleute sind in eine Sendung hineingestellt. Sie leben in der Ehe nicht, um dort schon das Ziel zu finden, sondern um gemeinsam auf ein grösseres Ziel hinzuleben. Die traditionelle Hinordnung der Ehe auf Nachkommenschaft dürfte zu eng gefasst sein, doch war darin zu Recht festgehalten, dass Eheleute sich gegenseitig weder genügen können noch dürfen. In diesem Sinne hält die Pastoralkonstitution fest, dass die Ehe nicht nur dem Wohl der jeweiligen Familien dient, sondern auch dem Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft (vgl. GS 48). Mag hier immer noch der Blick auf Nachkommenschaft im Hintergrund stehen, so kommt eine umfassendere Sicht in den Worten des Moraltheologen Klaus Demmer zum Tragen, der herausfordernd feststellt und fragt: „Mit der gemeinsamen Berufung fallen einem Paar gemeinsame Aufgaben innerhalb von Kirche und Gesellschaft

¹³ Klaus Demmer: Die Ehe als Berufung leben. In: IntamsR 2 (1996) 39-62.120-141, 54.

¹⁴ Vgl. Andreas Lob-Hüdepohl: Beachtliches Orientierungspotenzial. Attraktivität und Plausibilität der christlichen Ehe. In: HerKorr 60 (2006) 307-311, 308.

zu. Leitende Anliegen, die beiden am Herzen liegen, wollen entdeckt und in die Tat umgesetzt werden. Besitzt ein Paar eigentlich eine solche Vorstellung von sich selbst? Versteht es seine gemeinsame Lebensgeschichte als ein gemeinsames Lebensprojekt in Kirche und Gesellschaft?“¹⁵.

Diese Fragen sind – auch wenn Demmer damit rechnet, dass viele Paare sie verneinen würden – nicht vorwurfsvoll gemeint. Demmer wendet diesen Vorwurf eher an die kirchliche Verkündigung zurück.

„Das Selbstverständnis vieler Ehepaare ist von dieser Einsicht weit entfernt, sie erleben sich ehestens als Gegenstand einer familienzentrierten Seelsorge. Dass sie selber Träger der Verkündigung sind, wurde ihnen nie gesagt. Sie verstehen und erfahren die Kirche in der Regel als einen gehobenen Dienstleistungsbetrieb, den man zu Zeiten in Anspruch nimmt, ohne im eigenen Innenraum einen Sinn für Mitverantwortung aufzubauen. Man lässt sich versorgen. Dass es auch eine tätige Heilssorge gibt, die diesem Innenraum entspringt, bleibt dem durchschnittlichen Bewusstsein eher fremd. Hier ist für die Kirche verlorener Boden gutzumachen, das ist sie den engagierten Ehepaaren schuldig.

Die Kirche muss Ehepaaren eine Pilgerschaft des Geistes zumuten, ihnen die Aufgabe antragen, die Geschichte ihrer Ehe als Zwei-Einsamkeit vor Gott in Gedanken zu fassen und konsequent in die Lebenstat umzusetzen. Dies will gelernt sein, Anstöße und Anleitungen sind darum verlangt“¹⁶.

Es handelt sich hier nicht um im schlechten Sinn „moralische Appelle“ verbunden mit dem impliziten Vorwurf einer falschen Selbstgenügsamkeit, wo die Verantwortung über die eigene Beziehung hinaus nicht wahrgenommen würde. Auf dem Spiel steht vielmehr die „Gesundheit“ von Beziehungen, die durch gemeinsam übernommene oder getragene Aufgaben und Projekte wächst. Die in „Lebenstat“ umgesetzte Geschichte der eigenen Beziehung gewinnt eben dadurch eine bessere Stabilität, wird bereichert durch die gewonnene Konkretion. Der Ruf in die Sendung, der konstitutiv zum christlichen Glauben gehört, ist nicht nur für das Leben einzelner erfüllend, sondern auch für jene, die gemeinsam berufen werden und in die Sendung des Evangeliums treten dürfen.

3. Überender Glaube

Es sind schöne und nicht schlechthin utopische Erwartungen, die sich auf die Partnerbeziehung in der Ehe richten. Um ihnen gerecht zu werden, bedarf es allerdings unterstützender Motivationen, welche auch durch schwierige Zeiten hindurchtragen. Es soll hier nicht behauptet werden, dass *allein* der Glaube solche Inspirationen bieten könnte.

¹⁵ Demmer, Ehe 54.

¹⁶ Demmer, Ehe 41f.

Wohl aber – dies sollte hier an einigen Aspekten deutlich werden – hält er solche Inspirationen bereit.

Damit aber tut sich eine weitere Fragestellung auf. Welcher Art muss der Glaube sein, damit sich seine inspirierende Kraft für Partnerschaften entfalten kann? Eine erste Antwort ist klar: Weder der Glaube noch die sakramentale Ehe sind für Partner ein magisches Amulett, das vor Scheitern bewahren könnte. Nicht einmal dann, wenn Ehepartner ihre Ehe im Glauben zu leben suchen, ist diese vor dem Scheitern bewahrt. Erst recht genügt nicht die – vielleicht wenig beherzt ergriffene – formale Sakramentalität der Ehe. Ohnehin setzt ja die als Sakrament verstandene Ehe wie alle Sakramente gelebten Glauben voraus.

Naturgemäß gelten deswegen auch der Ehe die besorgten Überlegungen, welches „Mass“ an Glauben vorausgesetzt werden muss, um das Sakrament verantwortet feiern zu können. So hat Markus Knapp erwogen, die Voraussetzung des Glaubens ausdrücklich zur Bedingung der sakramentalen Eheschliessung zu machen und den Glauben (inklusive das Bekenntnis zur Sakramentalität der Ehe) ausdrücklicher als Bekenntnis einzufordern¹⁷. Wünschenswert wäre nicht zuletzt eine bessere Konturierung der christlichen Lebensform der sakramentalen Ehe, die nach Jahrhunderten der Minderbewertung gegenüber dem ehelosen Leben als Berufungsweg zu erschliessen ist. Dies könnte besser geschehen, wenn kirchlich und sakramental verheiratete Ehepaare solche sind, die sich auch erkennbar christlichen Lebenshaltungen verpflichtet wissen¹⁸.

Nun sind solche Reflexionen vor allem mit Blick auf die Konsequenzen einer sakramental eingegangenen Ehe zwar berechtigt. Zugleich erheben sich jedoch in mehrfacher Hinsicht Bedenken gegen einen Rigorismus in Sachen Ehe¹⁹.

Zunächst ist die Bindung der kirchlichen Trauung an ein hohes Mass an Identifikation mit dem kirchlichen Leben solange problematisch, wie ein Trauaufschub bei kirchlich wenig engagierten Personen gleichbedeutend damit ist, sie in ihrem Wunsch nach einer religiösen und kirchlichen Anbindung ihrer Ehe allein lassen zu müssen. Wenigstens müsste es einen alternativen anerkannten Segensritus ebenso wie eine kirchliche Anerkennung der so eingegangenen Ehe geben.

Grundsätzlich stellt sich wie überhaupt in diesen Diskussionen um „Ausverkauf und Rigorismus“ das Problem, Glauben messen zu wollen. Welche Schlussfolgerungen dürfen kirchliche Amtsträger aus religiöser Unbeholfenheit oder Sprachlosigkeit ziehen? In einem

¹⁷ Vgl. Markus Knapp: Glaube – Liebe – Ehe. Ein theologischer Versuch in schwieriger Zeit. Würzburg: Echter, 1999, 174-181.

¹⁸ Siehe dazu z.B. Maria Widl: Die Ehe – eine prophetische Lebensform? Zur Zukunft der christlichen Ehekonzeption unter postmodernen Bedingungen. In: Lebendiges Zeugnis 63 (2008) 188-196.

¹⁹ So auch Ottmar Fuchs: Im Innersten gefährdet. Für ein neues Verhältnis von Kirchenamt und Gottesvolk. Innsbruck: Tyrolia, 2009, 103-106.

Interview mit Menschen, die nach den Motiven ihrer Entscheidung für eine kirchliche Trauung befragt wurden, äussert eine Frau: „Wir sind beide in der Kirche, und – ’n bisschen werden wir wohl auch dran glauben“²⁰. Gewiss würde man von religiös „mündigen“ Menschen gern eine prägnantere Begründung hören. Gleichwohl muss damit gerechnet werden, dass sich hinter einem verlegenen „’n bisschen werden wir wohl auch dran glauben“ doch mehr steckt als nur ein uninteressiertes Achselzucken. Gerade die existentiellen Seiten des Glaubens, ein umfassendes Geborgensein, das Vertrauen auf eine persönliche Geschichte mit Gott, die Gegebenheit eines Auftrags sind – mag es auch wenig reflektiert sein – vielen Menschen durchaus zugänglich und bedeutsam. Menschen tun sich schwer mit den „gegenständlichen“ Aussagen des Glaubensbekenntnisses, während religiöse Beziehungsaussagen ihnen durchaus naheliegen und sie dabei mehr von den christlichen Bekenntnisaussagen integrieren, als auf den ersten Blick vielleicht erkennbar wird. Kunst der christlichen Verkündigung wäre es, diesen Zusammenhang offenzulegen und zu stärken. Zugleich gilt es, auf die Eigendynamik der Glaubensbiographie zu setzen und dafür flankierende Unterstützung anzubieten.

Hier nun liegt die vielleicht entscheidende Herausforderung der Frage, wie der christliche Glaube Paaren zur inspirierenden Verheissung werden kann. Wie gesagt: Kraft entfalten weder der formale Glaube noch das Sakrament der Ehe als Automatismus, als magisches Amulett. Es geht um ein Beziehungsangebot, das in Freiheit angenommen werden will. Dies ist allerdings nicht gleichbedeutend mit einer rein innerlichen und geistigen Einstellung, die entweder vorhanden ist oder nicht. Es gehört zu den alten, bereits philosophischen und dann auch spirituellen Einsichten, dass Lebenshaltungen eingeübt werden wollen, aber auch eingeübt werden können. Gegenwärtig gibt es eine Renaissance dieser Einsicht, die wir auch im christlichen Bereich beachten sollten. Da kursiert vielfach der Begriff der Lebenskunst, da werden Hilfen gegeben, solche Lebenskunst zu erlernen²¹, und in diesem Kontext spielen auch Übungen eine unverzichtbare Rolle. Der französische Philosoph Pierre Hadot nimmt in seiner Philosophie den Begriff der Exerzitien auf, um ihn als urphilosophisches Anliegen zu erschliessen²². In neuester Zeit macht sich Peter Sloterdijk stark für ein Menschenbild, das auf die Veränderbarkeit von Menschen durch Übungen abzielt. Unter der Überschrift „Du musst dein Leben ändern“ zielt er auf eine „Anthropotechnik“ ab, welche säkulare „Formen selbstbezüglichen Übens und Arbeitens an der eigenen vitalen Form“ stark macht²³. Diese (z.T. dezidiert religionskritischen) Plädoyers für Exerzitien und Übungen sind wie eine Fremdprophetie, welche die christliche

²⁰ Rosemarie Nave-Herz: Die Hochzeit: ihre heutige Sinnzuschreibung seitens der Eheschließenden; eine empirisch-soziologische Studie. Würzburg: Ergon, 1997, 84.

²¹ Vgl. Wilhelm Schmid: Schönes Leben? Einführung in die Lebenskunst. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2000; ders.: Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1998 (stw 1385).

²² Vgl. Pierre Hadot: Philosophie als Lebensform. Antike und moderne Exerzitien der Weisheit. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 2002.

²³ Peter Sloterdijk: Du musst dein Leben ändern. Über Anthropotechnik. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2009, 59; siehe auch 229: „Der ethische Ur-Satz: ‚Du musst dein Leben ändern!‘ kann darum fürs erste nur dadurch befolgt werden, dass die Übenden sich ihre Übungen als Übungen, das heißt als den Übenden engagierende Lebensformen, bewusst machen“.

Verkündigung auf ein Versäumnis aufmerksam machen. Zu oft wurde der christliche Glaube vornehmlich in seiner intellektuellen und objektiven Seite (Bekenntnis, Sakramente) vorgestellt. Die traditionell vorgesehenen Übungen (z.B. Abstinenzgebote) wurden zu sehr äusserlich gedeutet und sind zudem nicht mit der Zeit gewachsen und an neue Zeitumstände angepasst worden. Da solche Übungen deswegen antiquiert wirkten, gab man sie oftmals auf, ohne neue Formen zu suchen. Die Wahrnehmung, dass Übungen heute höchst aktuell sind und einem Bedürfnis entsprechen, sollte Ermutigung sein, auch im christlichen Bereich stärker auf zeitgemässe Formen bedacht zu sein, die den christlichen Glauben für das Leben fruchtbar machen. Dies nun gilt aber auch für das Leben in Partnerschaft. Die Bedeutung des Glaubens erschöpft sich hier nicht in allgemeinen Erwägungen; es gilt, ihn auf konkrete Phänomene der Beziehung und des gemeinsamen Lebens zu beziehen und dafür einübbar Formen zu entwickeln²⁴. Dann kann – „zwischen Wüste und gelobtem Land“ – der Glaube Inspiration für Paare sein!

Überarbeitetes Manuskript des Vortrags beim 3. Kongress zur Zukunft der Ehe in Freiburg i.Br. am 05./06. März 2010: „Paare zwischen Liebe und Partnerschaft, zwischen Mythos und Realität“.

Siehe zum Thema auch:

Faber, Eva-Maria: Ein ganzes Leben lang wachsen. Spirituelle Herausforderungen ehelicher Berufungsgeschichten. In: Knieps-Port le Roi, Thomas (Hrsg.); Sill, Bernhard (Hrsg.): Band der Liebe – Bund der Ehe. Versuche zur Nachhaltigkeit partnerschaftlicher Lebensentwürfe. St. Ottilien: EOS, 2013, 251–282.

Dies.: Das Geschenk des eigenen Lebens. Überlegungen zu einer Theologie der Biographie. In: Langendörfer, Hans (Hrsg.); Ribadeau Dumas, Olivier (Hrsg.); Tanner, Erwin (Hrsg.): Theologie der Liebe. Zur aktuellen Debatte um Ehe und Familie. Freiburg i.Br.: Herder, 2015, 64-84.

²⁴ Wegweisend ist etwa das „Übungsbuch“ von Hubertus Brantzen: Mehr als Worte und Gefühle. Liebe leben in Partnerschaft, Ehe, Familie. Freiburg i.Br.: Herder, 2002. Als Geschenk für Brautleute gut geeignet ist: Hubertus Brantzen: Der Liebe ein Zuhause geben. Kleiner Grundkurs für Brautleute. Freiburg i.Br.: Herder, 2001.